

Valentin Groebner

Theoriegesättigt. Ankommen in Bielefeld 1989

(Vortrag auf der Tagung der Zeitschrift für Ideengeschichte, Weimar, Februar 2007.
Erscheint in: „Was war Bielefeld?“ Hg. Von Stepha Schlaak, im Druck)

In Bielefeld hatte ich das Wort zum ersten Mal gehört, im Zusammenhang mit einem Antrag für einen Sonderforschungsbereich zur Geschichte des Bürgertums: "Theoriegesättigt." Theoriegesättigt sei der Text gewesen, erzählte man mir, und er habe seine Wirkung auf die Entscheidungsgremien nicht verfehlt.

Das war im Frühjahr 1989, und ich war gerade frisch angekommen in Ostwestfalen. Jetzt, fast zwanzig Jahre später, finde ich es überraschend schwierig zu rekonstruieren, was Bielefeld war und wie man in Bielefeld am Beginn der 1990er ankam; bzw., wie man gut ankam. Meine Vorstellungen davon, was Theorie eigentlich ist und was für eine Rolle sie in der Arbeit und in der Selbstdarstellung von Wissenschaftlern spielt (denn das ist ja nicht genau dasselbe), haben sich seither ziemlich verändert. Ich bin mir nicht ganz sicher, was ich damals darüber gedacht habe. Als Erinnerungsberichterstatter in eigener Sache baue ich deshalb unausweichlich das, was ich jetzt darüber meine, in das ein, was ich hier als vermeintlich zwei Jahrzehnte alten O-Ton vortrage.

Deswegen bin ich wahrscheinlich nur in sehr eingeschränktem Sinn ein zuverlässiger Zeuge darüber, was Bielefeld war. Oder genauer, *wie* Bielefeld war, noch genauer, die Fakultät für Geschichtswissenschaften und Philosophie zwischen Februar 1989, als ich ankam, und Juli 1991, als ich wieder wegging. Ich war Stipendiat des Graduiertenkollegs "Sozialgeschichte von Gruppen, Schichten, Klassen und Eliten", bekam 1200 D-Mark pro Monat, jährlich noch einmal 2000 Mark Spesen extra,

auf Abrechnung. Ich hatte vorher in Hamburg neben dem Studium Lastwagen gefahren und fand das Geld üppig, luxuriös und grossartig. Bielefeld war für mich erst einmal ein ordentliches Professionalisierungsversprechen, eine narzißtische Gratifikation. Ich fand ziemlich übermütig – an den Übermut erinnere ich mich genau -, dass ich genau der ehrgeizige junge Mann war, den die gesucht hatten.

Auf Leute, die sich an sich selbst erinnern, ist nur sehr bedingt Verlass. Nehmen Sie das folgende also lieber nicht als Originalquelle. Besser wäre, Sie stellen Sie sich einen Film vor: Erinnerungsschnipsel. Fünf Bielefeld-Definitionen, dann ein Abspann. Es ist ohnehin ein frommer Aberglaube, dass die Zeit gleichmässig vergeht. In Wirklichkeit bewegt sie sich in Sprüngen. Das Frühjahr 1989 ist heute unendlich weit weg, eine ferne Galaxie. In den studentischen Wohngemeinschaften schliefen junge Menschen auf schwarzen oder heidel- oder himbeeryoghurtfarbenen gefärbten Frottee-Spannbettlaken. In der Disko lief "Fine Young Cannibals". Auf der A 1 zwischen Bielefeld und Hannover war auf einmal viel Verkehr, von und nach Berlin, und in Bielefeld sei es sehr schwierig, Wohnungen zu kriegen, wegen der Spätaussiedler, der neu angekommenen Russlanddeutschen, sagte man mir. Die Universität Bielefeld jedenfalls sah nicht nach 70er Jahren aus, sondern war frisch renoviert; nicht mehr orange und braun, sondern kühl und elegant in weiss und hellgrau. Die Historiker waren im Flügel S untergebracht, im 3. Stock das 19. und 20. Jahrhundert, im 4. die Vormoderne.

Doktoranden merken ja alles. Zumal frische, von anderswo angekommene. Denn mindestens ebenso sehr wie ihr eigenes Thema müssen Doktoranden – und ehrgeizige junge Männer sowieso - erforschen, in was für einer wissenschaftlichen Welt sie sich und ihr Projekt platzieren wollen und welche Regeln in dieser Welt gelten. Doktoranden merken, dass sie an ihrem neuen Ort vor allem eine neue Sprache lernen: Und diese Sprache, so lernen sie ausserdem, kann man

wie jede neue Sprache erst richtig benutzen, wenn einem ihr Vokabular nicht mehr merkwürdig und aussergewöhnlich vorkommt. "Wir in Bielefeld", so wurde mir vom Leiter des Graduiertenkollegs in der ersten Veranstaltung versichert – es musste der Leiter sein, er trug Bart und Pfeife, "wir hier in Bielefeld arbeiten theorieorientiert." In seiner Veranstaltung hörte ich auch dieses besondere Adjektiv. "Theoriegesättigt" war ein sehr, sehr positives Attribut.

Aber was war damit gemeint? Das liess sich nachlesen, bei Jürgen Kocka zum Beispiel, in einem im selben Jahr 1989 erschienenen Sammelband. Dort hatte er von "einer theoretisch orientierten, analytischen Geschichtswissenschaft" als spezifisch deutscher Errungenschaft geschrieben, und spezifisch für Bielefeld. "Im Programm und teilweise wohl auch in der Praxis von "Geschichte und Gesellschaft" war und ist theorieorientierte Geschichtswissenschaft besonders vertreten." Theorieorientierung", schrieb er, bedeute "den flexiblen Gebrauch expliziter Begriffe, Modelle und Theorien – oft aus den benachbarten Sozialwissenschaften – zur Strukturierung eines Gegenstands. (...) Oft werden mehrere Theorien miteinander verknüpft und in idealtypischer Weise gebraucht. Sie dienen als organisierende Prinzipien für komplexe historische Argumentationen. (...) Das führt dazu, dass die Begriffe scharf definiert werden, dass der Fluss der Erzählung durch Definitionen wie durch begriffshistorische und begriffsstrategische Erwägungen unterbrochen wird. Dies schadet der flüssigen Eleganz, erhöht aber – hoffentlich – die Durchschaubarkeit der Darstellung und damit ihre Rationalität. Man gebraucht komplexe Begriffe, oft ein wenig entfernt von der Alltagssprache. Man verschmähst es, mit suggestiven Mitteln zu arbeiten. Die Lektüre wird dadurch nicht leichter."¹

¹ Jürgen Kocka: Zurück zur Erzählung? Plädoyer für historische Argumentation, S. 12, 14, 15, in: Ders., Geschichte und Aufklärung, Göttingen 1989, S. 8-20.

Dieser Text enthielt deutliche Untertöne, auch für einen frischen Doktoranden, vielleicht auch spezifisch ostwestfälische Aversionen gegen die Eleganz unbenannter Anderer, aber darauf kommen wir noch. Theorie erschien mir jedenfalls zuerst als ein einigermaßen rätselhaftes Phänomen: Es war etwas Komplexes, mit analytischer Strenge und Schärfe verbunden, mit der Uebernahme von Begriffen, Modellen und Theorien aus den Sozialwissenschaften; aber von welchen genau, blieb offen. Man sollte eine Sprache lernen, verstand ich, die von sich selbst mit einigem Stolz behauptete, sie sei eben nicht suggestiv, sondern spröde und schwierig und deswegen so "scharf definiert". Wie hörte sich das an?

Auch das liess sich nachlesen. Aus dem Einleitungskapitel einer im Sommer 1989 angenommenen Bielefelder Dissertation, Ueberschrift: "Einleitung. 1. Problemstellung. 2. Operationalisierung. "Die Betrachtung der historischen Schule macht deutlich, dass das, was heute als letzter Schrei der Geschichtswissenschaft gilt, bereits vor mehreren Jahrzehnten diskutiert wurde. Die Protagonisten der historischen Schule vermögen es jedoch nicht, historische Rahmenbedingungen in ihre Analyse des kulturellen Systems einzubeziehen; die funktionale Betrachtungsweise bleibt alleiniges Deutungsmuster. Religion wird als Bestandteil des Handlungs- und Erfahrungsfelds Kultur begriffen, jedoch nicht spezifiziert. (...) Die Einbeziehung von Theorien mittlerer Reichweite und von Erklärungsmustern langfristigen kulturellen Wandels sollen deshalb die Grundlagen für die folgende Operationalisierung abgeben. Nur auf diese Weise können die heuristischen Vorteile der Dichotomie Volks- und Elitenkultur fruchtbar gemacht werden und Begrifflichkeiten und Kriterien sowohl für die Funktion als auch für die Inhalte von Volks- und Elitenkultur gewonnen werden."

Oder, noch strenger, in einer anderen Dissertation von 1987, erschienen 1989 in den 'Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft': "Es wäre wohl verfehlt, wollte man diese Muster (der gegenwärtigen

Organisationssoziologie, vg) verabsolutieren und diese oder gängige systemtheoretische Organisationssoziologien insgesamt als Weber-Ersatz benutzen. An ihre pauschale und unbesehene Uebernahme ist, sei es wegen ihrer im allgemeinen unzureichenden Geschichtsbindung, sei es wegen der ihnen meist eigenen des – in unserem zeitlichen wie thematischen Rahmen letztlich unverzichtbaren – Herrschaftsaspekts, nicht gedacht. Sie können aber als Additive verstanden werden, deren Einsatz immer dort nützlich sein mag, wo Webers Modell trotz seiner Zugänglichkeit für weiterführende Interpretationen nicht zu greifen scheint. Zur Ueberprüfung der eigenen Reflexionen über die Tragfähigkeit der Weberschen Grundlagen oder deren Ergänzung bzw. historiografische Verwertung bieten sich sodann Beispiele gelungener bürokratiehistorischer Forschung an, in denen Bürokratiegeschichte nicht einfach einschlägige Thematik und nicht pure Theoriedarstellung (speziell Weber-Exegese) ist, sondern sich als Theorieanwendung auf historische Sujets präsentiert."

Mir ist schon klar, dass es ein wenig hinterhältig ist, hier lange Passagen aus den beliebten Theoriekapiteln von Bielefelder Dissertationen zu zitieren. Aber dieser Sammelband handelt davon, was Bielefeld war, und deswegen haben seine Leserinnen und Leser das auch irgendwie verdient. Denn das war Bielefeld: ein Sound. Grammatikalisch war dieser Sound getaktet von an den Satzanfang gestellten Konditional- und Relativsätzen, vom hauptwörtlich gebrauchten Verb, von Wäldern aus Gerundia und Gerundiva à la "es ist ein zu Klärendes", alles Handlungsanweisungen mit verschwundenem sprechenden Subjekt. Rhetorisch war der Sound bestimmt vom Hochsitz, vom Blick aufs Grosse Ganze, von der Identifikation von Kollegen und Kontrahenten als Angehörigen einer – vom Sprecher verorteten – "Schule", und von einer gewissen Lust am Erteilen von Zensuren. Sehr gut. Befriedigend. Theoretisch mangelhaft.

So richtig verlockend wurde dieser Sound durch die Verweise auf die ganz grossen Kategorien, "Klasse", "Bürgertum", "Staat", und auf deren

Verknüpfung mit ebenso grossen, wenn nicht noch grösseren Entwicklungskonzepten. Immer dann, lernte ich als frischer Doktorand, wenn ein Historiker von "internationaler Debatte" oder von "den neueren Methodendebatten in der internationalen Forschung" sprach, dann meinte er sich selber. In Bielefeld war es eine machtvolle Position, von der eigenen Verspätung zu reden, und die Berufung auf Theorie unterstrich das nur. Ich lernte, dass es die einreihigen Professoren gab – eine Publikationsreihe, die sie herausgaben; die zweireihigen – manchmal, aber nicht immer korrelierte das mit ihren Anzügen - und die dreireihigen.

Aber Bielefeld war nicht nur ein Sound, es war auch – und ein Blick in die entsprechenden Jahrgänge von Geschichte und Gesellschaft bestätigt das sehr schnell, in die 'Kritischen Studien zur Geschichtswissenschaft' und all die anderen in Reihen, die in Bielefeld herausgegeben wurden – ein Layout. Im wöchentlichen Kolloquium zu 'Aktuellen Forschungsprobleme der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit', wo von auswärts eingeladene Gäste Vorträge hielten und die Doktoranden ihre eigenen Projekte vorstellten, gab es hinter vorgehaltener Hand das spöttische Bonmot: "Von der Quelle zur Tabelle". Tabellen waren Beweis für Empirie und für Wissenschaftlichkeit, und sie waren deshalb unverzichtbar in den fleissigen Beiträgen in 'Geschichte und Gesellschaft' und in den Dissertationen in den 'Kritischen Studien". Tabellen entfalteten dort als schlichte Spalten, als Kurven oder Tortendiagramme eine fast magische Präsenz. Besonders faszinierend finde ich, beim heutigen Nachlesen, die Tabellen im Anmerkungsteil, in den Fussnoten.

Bielefeld war aber nicht nur ein Sound und ein Layout. Es war auch ein Ritual, nämlich eben jenes wöchentliche Kolloquium zu aktuellen Forschungsproblemen, in dem neben den Professoren die Leute aus dem Mittelbau sassen und die Doktoranden aus den am Ende der Achtziger sehr rasch gewachsenen Sonderforschungsbereichen. Ihr kämen all diese Doktoranden und Habilitanden ein bisschen wie hungrige junge Wölfe vor,

hat mir einmal eine Kollegin gesagt. Auf den langen Fluren und im Kolloquium bildeten sie hinter ihren Leitwölfen unruhige Rudel, um im Wald der Gerundia und Gerundiva in der Gruppe zu jagen. Denn ein bisschen Blut sollte schon fließen. Auf den rauen Umgangston in ihren Kolloquien waren die Bielefelder durchaus stolz, und das galt vor allem für das 19. und 20. Jahrhundert. Da würden die Eingeladenen richtig hergenommen, hiess es. Da würde ganz hart diskutiert, nach analytischer Schärfe der Begriffe und der Methoden und der Theorien. Und auch dieser Stolz war Bielefeld.

Protoindustrialisierung des 18. und Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts, Arbeitergeschichte erweitert auf Beamten-, Bürgertumsgeschichte, immer im Bann der deutschen Grosszäsuren und der deutschen Grossköpfe. Das Bielefelder Versprechen bestand darin, von aussen auf sich selber schauen: die Geschichte vom 16. bis ins 20. Jahrhundert zu überblicken, zu synthetisieren und auf diesem Hochsitz sich selber als Nachfolger von Max Weber und Otto Hintze zu verorten. In wenigen Publikationen ist dieser Hang zur Selbstdarstellung so unverstellt sichtbar wie in der Publikationsreihe 'Deutsche Historiker': Sich selber in die Geschichte hineinschreiben.

Aber in diesen Stolz hatte sich am Ende der Achtzigerjahre etwas Neues gemischt – Irritation. Ein Rezensent der ersten beiden Bände von Wehlers gross angelegter Deutscher Gesellschaftsgeschichte hatte schon 1988 angemerkt, das Werk müsse "konzipiert worden sein in einer Situation, die noch stärker von strukturanalytischen Denken geprägt war". Heute, fuhr er fort, "in einer Zeit durchaus diffusen Vergnügens an einer 'anderen Geschichte'", begannen "sich sowohl Themen wie Darstellung zu verändern". Der Sammelband von 1989, in dem Jürgen Kockas Text über Theorie erschien, den ich oben zitiert habe, war zwar sehr selbstbewusst "Geschichte und Aufklärung" überschrieben, aber Kocka fuhr darin nach der Aufzählung der grossen Erfolge der theorieorientierten

Geschichtsschreibung fort: "Warum bläst der warme Wind des Neo-Historismus der theorieorientierten Struktur- und Prozessgeschichte und insbesondere der Historischen Sozialwissenschaft so lebhaft ins Gesicht?" Theorieskepsis sei weit verbreitet, konstatierte er, eine Fin de siècle-Stimmung greife um sich. Im Gegensatz zu den Sechzigerjahren hiessen die heutigen Signale der Revolte "Leben", "Angst" und "Bewegung". "Man will Erfahrungen machen, aber nicht unbedingt begrifflich reflektieren. Postmodern ist chic, auch in der Geschichtswissenschaft. Methodisch seien Theorieskepsis, Naserümpfen über Quantifizierung, Verzicht auf begriffliche Schärfe und der Ruf nach eleganter, eingängiger Erzählung Ausdruck der neuen Stimmung: Aufwertung der Vormoderne mit traditionellen Mitteln und postmoderner Ideologie, kein vielversprechendes Unternehmen."²

Ich war irgendwie gemeint, kommt mir im Nachhinein vor, nicht nur, weil ehrgeizige Doktoranden sich *immer* gemeint fühlen, sondern wegen des Fin de siècle-Gefühls und des coolen Achtzigerjahregehabes. Beides ist heute fast noch weiter weggerückt ist als die Universitätsbauten aus den Siebzigern und die Glorie der deutschen Sozialgeschichte. Denn dieses stolze Fuchteln mit der eigenen Empfindsamkeit als Gegenkultur praktizierte ich damals auch. Blöderweise hatte diese wilden Gegenkultur ihre heroischen Zeiten irgendwie auch schon länger hinter sich. Ich lief durch die langen, grau-weiss gestrichenen Gänge in Lederjacke (schwarz) und in schweren Schuhen und kam mir vor wie ein Angehöriger eines fernen, trotzig, aber einigermaßen obskuren übriggebliebenen Indianerstamms. Ethnologie ist vielleicht deshalb eine der Leitwissenschaften der Achtziger- (und Neunzigerjahre) geworden, weil sie von Fremdheit handelte, von romantischer Alterität, und vom Verlorengehen in der Theorie. Aber nicht in Bielefeld. Denn den Historikern war nichts fremd oder andersartig. Sie kannten schon alles.

² Kocka (wie Anm. 1), S. 17.

Bielefeld, würde ich deshalb sagen, war ein Stil. Den verkörperten dort durchaus nicht alle Leute, aber die waren auch nicht Bielefeld, sondern waren im wesentlichen sie selber, freundliche westfälische Landesforscher oder ungeheuer belesene und neugierige Mittelalterspezialisten. In den wöchentlichen Debatten im Bielefelder Kolloquium wurde die Theorie als ungeduldige Forderung nach theoretischer Unterfütterung nur selten von Professoren, sondern sehr viel häufiger von Assistenten und Habilitanden eingeklagt. "Mir ist unklar geblieben", so ein Statement, das mir lebhaft in Erinnerung geblieben ist, "mit welcher Theorie Du arbeitest. Beziehst Du Dich auf Weber? Auf Büchers Drei-Stufen-Modell städtischer Wirtschaft? Auf Gerhard Österreichs Sozialdisziplinierung?"

Und so kapierte ich endlich, was Theorie in Ostwestfalen bedeutete. Theoretisch zu arbeiten hiess, bei den eigenen Vorträgen oder bei den eigenen Redebeiträgen zu den Vorträgen anderer die Namen theoretischer Schutzpatrone anzurufen, zusammen mit bestimmten Zauberworten. Der Katalog der Schutzpatrone war angenehm übersichtlich, nämlich Weber, Elias und Habermas, und die Zauberworte endeten alle auf "-isierung". Modernisierung, Disziplinierung, Professionalisierung: Denn in die Moderne ging es geradeaus. Die Diskussionen im Kolloquium waren deswegen immer recht vergnügt. Das Spiel bestand im wesentlichen darin, dem Gegenüber einen Mangel in theoretischer Rechtfertigung dessen nachzuweisen, was er eigentlich erforschen wollte. Theorie war also gleichzeitig etwas, wovon beruhigend viel und doch immer zuwenig da war. Verschiedene Versuche von Seiten von Neuankömmlingen, neue Schutzpatrone einzuführen, scheiterten, jedenfalls während meiner Anwesenheit. Das sei zwar sehr anregend, wurde einem jeweils beschieden, von Bart-und-Pfeife und anderen, aber doch eher modisch. Theoretisch nicht abgesichert.

Und das stimmte auch, einfach weil die neuen Schutzpatrone einen nicht beschützten. Von Wissenschaftsforschung oder Systemtheorie war

jedenfalls in der Zeit, in der ich das Kolloquium besucht habe, bei den Historikern im S-Flügel nie die Rede, weder im 3. noch im 4. Stock. Was jeweils Bielefeld war, war offenbar je nach Disziplin etwas sehr Unterschiedliches. Was war aber dann Theorie? Einer Kollegin, die Mitte der 1990er der Bielefelder Fakultät ihre Habilitationsschrift vorlegte, wurde sie wieder zurückgegeben mit der freundlichen Auskunft, so profund das alles sei, die theoretische Grundlage sei nicht überzeugend. Sie fertigte zähneknirschend eine zweite Version. Im Einleitungskapitel kritisierte sie die methodischen und theoretischen Positionen ihrer Bielefelder Professoren scharf und bitterböse, und daraufhin wurde die Arbeit angekommen. Mit grossem Lob: "Ein wichtiger Beitrag..." Nichts, so scheint es im Nachhinein, war für die theorieorientierten Sozialhistoriker bedrohlicher als Theorieorientierungen, die mit Ihnen selbst nichts zu tun hatten. Hans-Ulrich Wehler, dieser so ungemein produktive Enkel Heinrich von Sybels und Heinrich Treitschkes, hat von solchen neueren Ansätzen, in denen seine Person nicht vorkam, dann schon einmal unverkrampft als der "Algenpest" oder den "Rattenfängern der Postmoderne" gesprochen.

In der Wahrnehmung von Doktoranden und in den langen Fluren von historischen Instituten können Phänomene problemlos auf mehreren Zeitebenen gleichzeitig nebeneinander existieren, in unterschiedlichen Geschwindigkeiten, möchte ich sagen. Der Bielefelder Stolz auf die eigene Institution war allgegenwärtig, auch bei denen, die sich dieser theoretischen Richtung selbst nicht zurechneten. Die Bielefelder fühlten sich als Elite, aber gleichzeitig waren sie links; das Wort Elite war deshalb unaussprechlich, aber als unsichtbare Leitidee sehr wohl vorhanden. Niemand wollte auf Sozialgeschichte, jene besondere, in preussische Übersichtlichkeit gebrachte Modernisierungstheorie, verzichten. Aber die Veränderung, die Algenpest des Kulturalismus und der Postmoderne, sie war schon da. Denn in den Wohnungen der Bielefelder Assistenten und Doktoranden, in die ich damals zum Abendessen eingeladen war, stand er schon überall: Der chromglänzende Wasserkessel von Alessi mit buntem

Plastikgriff und einem extra verzierten Aufsatz in Form eines bunten Vogels als Dampfpeife. Dieser Alessi-Kessel war selber Merkmal einer Veränderung. Er zeigte an, dass seine Besitzer eben nicht mehr bloss studierten, sondern an der Universität in einem der Sonderforschungsbereiche oder als wissenschaftliche Assistenten arbeiteten. Der Alessi-Kessel war als buntes hedonistisches Küchengeglitzer italienischer Provenienz ("die Ikone der Achtziger", lese ich im Januar 2007 in einem Web-Versandhaus) in Ostwestfalen ein Versprechen auf Eleganz und, so scheint mir im Nachhinein, auf all das, was Kocka und Wehler als bunte kulturalistische Verlockung kritisierten.

Was aber war dann Theorie? Mit der Berufung auf Theorie war offenbar ein *public secret* verbunden, ein unaussprechliches Allzubekanntes: etwas, was alle Beteiligten kannten, von dem sie aber vorzogen, es lieber nicht zu wissen. Theorie, fand ich später heraus, Theorie war alles mögliche. Ich las aufgeregt und mit roten Ohren Bücher von davongelaufenen Philosophen, von Literaturwissenschaftlern, französischen Spezialisten für Chemielabors, slowenischen Kartenzauberern... eine amerikanische Affenforscherin war auch dabei. Theorien, überlegte ich, könnten Identifikationen sein. Selbstbausätze, um sich selber in etwas zu verwandeln. Und damit wären wir beim *public secret*. Die Tatsache, dass an deutschen Universitäten – und zwar, so weit ich's übersehe, nur an deutschen Universitäten – im Zusammenhang mit Theorie so rasch das Adjektiv 'streng' (oder, noch bedenklicher, 'rein') fällt, konnte einen nachdenklich machen. Hier sollte etwas zum Verschwinden gebracht werden, was mit Vergnügen und mit einem selbst zu tun hatte. Denn die Theorien wirkten ja nicht nur im rein Abstrakten. Man sollte und musste sie offenbar auch sehen können. Theoretische Orientierungen wurden visuell kommuniziert, als romantische Echo-Effekte in imaginären Kollektiven. Man konnte es also an den Bielefelder Cordjackets sehen (ich bin bis heute überzeugt davon, dass Modernisierungstheorie ein Cordjacket ist), am Orden der Weissen Rollkragenpullover von der Edlen

Glatze, und an den strengen, immer als Hals zugeknöpften schwarzen Hemden des "Il n'y a pas d'hors texte." Davon gab es auch feministische Versionen, girly und andere. Aber nicht in Ostwestfalen. Er habe sich, raunte mir ein Mitdoktorand in meinem letzten Bielefelder Jahr zu, jetzt so einen anthrazitfarbenen Merinopullover gekauft, mit V-Ausschnitt. "So einen wie Karl-Heinz Bohrer ihn immer trägt." Wir lachten verschwörerisch.

Was war also Bielefeld? Bielefeld war nicht zuletzt ein Modus der Selbstverortung. Und denn gibt es immer noch. Das Editorial des Sonderhefts von "Geschichte und Gesellschaft", 2006 zum 25jährigen Jubiläum der Zeitschrift erschienen, beginnt mit den Worten: "Wenn die Geschichte der Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert eines Tages von grösstem Beobachtungsabstand geschrieben wird", dann würde der Beobachter neben der Chinesischen Mauer in einem kleinen Land namens Deutschland vor allem zwei Gebirgszüge entdecken: die acht Bände der Geschichtlichen Grundbegriffe und das Wehlermassiv", ausgedehnt und zerklüftet, "überragt von einem gelehrten Viertausender (wenn man Seitenzahlen in Höhenmeter übersetzt) namens Deutsche Gesellschaftsgeschichte...ein auffälliger Nebengipfel trägt den Namen Geschichte und Gesellschaft."³

Von ganz oben auf sich selber schauen und sich ziemlich gross finden: da ist er wieder, der Sound. Ich war richtig froh, im ersten Beitrag dieses Hefts wieder einmal – seit langem, kommt mir vor, aber das ist vielleicht auch meinem langen Aufenthalt in der Schweiz geschuldet – eine Tabelle in der Fussnote zu finden.

Von einem ist freilich in den – teilweise sehr lesenswerten – Beiträgen des neuen Hefts nicht mehr die Rede: Von den Gegnern. So wichtig die waren,

³ Editorial, in: Jürgen Osterhammel u.a. (Hg.). Wege der Gesellschaftsgeschichte (Geschichte und Gesellschaft Sonderheft 22), Göttingen 2006, S. 5 f.; die Tabelle in der Fussnote findet sich auf S. 30.

sie sind verschwunden, irgendein auch ein ironisches Ergebnis: Denn in Bielefeld wurde noch einmal in grossem Masstab an "Schulen" geglaubt. Forscherinnen und Forscher wurden anhand ihrer inhaltlichen Positionen und ihrer Doktorväter weltanschaulich und theoretisch zugeordnet, und Geschichtswissenschaft so in leicht überblickbare Stämme und Genealogien eingeteilt. Vielleicht war das gemeint mit dem "grössten Beobachtungsabstand". Dieser Modus ist natürlich selber ein Stück Wissenschaftsgeschichte, denn entstanden ist er mit dem Seminarsystem des 19. Jahrhunderts und beruht auf dem Prinzip der Parthenogenese, der Jungfernzeugung: Grosse Väter zeugen, ohne Frauen, ohne Sex und ohne Vermischung, neue Väter. Kleine Väter.⁴ Aber dieser Modus wurde in den unübersichtlich gewordenen 1990ern immer weniger brauchbar, nicht zuletzt deswegen, weil die Väter ihren habilitierten Söhnen immer weniger gut Stellen beschaffen konnten. Die Klarsichtfolie der akademischen Patronage schrumpfte, und riss.

Aber es schrumpfte noch mehr. "Was unter 'Theorien mittlerer Reichweite' zu verstehen sei," hat Jürgen Osterhammel in dem Jubiläumsheft von "Geschichte und Gesellschaft" trocken bemerkt, "hat sich wissenschaftshistorisch nie ganz einwandfrei klären lassen." Das 19. Jahrhundert, ehemals allerliebster Paradeplatz der Bielefelder Sozialgeschichte, ist mit der Auflösung der Konzepte vom deutschen Sonderweg – zu dem Arbeiten aus den Bielefelder Sonderforschungsbereichen selbst kräftig beigetragen hatten – selber geschrumpft. "Pointiert gesagt", so Paul Nolte in seinem Beitrag in dem Sonderheft, "brauchte man 19. Jahrhundert nicht mehr, um das Dritte Reich zu erklären."⁵ Befreit von der theoretischen Überfrachtung durch die

⁴ Siehe dazu Philipp Müller: Geschichte machen. In: Historische Anthropologie 12 (2004), S. 415-433, und William Clark: Academic Charisma and the Origins of the Research University, Chicago 2006.

⁵ Jürgen Osterhammel: Gesellschaftsgeschichte und Historische Soziologie, S. 80, in: Wege der Gesellschaftsgeschichte (wie Anm. 3); Paul Nolte: Abschied vom 19. Jahrhundert oder Auf der Suche nach einer anderen Moderne, ebd. S. 103-132, hier 121 f. und 130. Siehe auch Lutz

Modernisierungskonzepte sei das 19. Jahrhundert deshalb in die Ferne gerückt; gegenüber der Geschichte des 20. Jahrhunderts relativ bedeutungslos – und dadurch der Geschichte der Frühen Neuzeit sehr viel ähnlicher. Die Moderne wird also vormodern; das 19. Jahrhundert, die Bielefelder Epoche schlechthin, wurde vom grossen Anderen, von der für Jürgen Kocka nicht theoriefähigen Vormoderne, verschluckt. Wenn gründliche Falsifikation auch ein Produkt von wissenschaftlichem Arbeiten ist – und nicht das schlechteste! –, dann ist auch das ein Ergebnis von dem, was Bielefeld war.

Und damit wären wir beim Abspann.

Einmal bin ich noch zurückgekommen nach meinem Abschied aus Bielefeld, sieben Jahre später, zu einer Tagung zu Gewalt am Bielefelder Zentrum für Interdisziplinäre Forschung 1998. Beim Mittagessen hatte sich David Nirenberg, damals frisch gebackener Professor für Geschichte des Mittelalters in Texas, neben einen älteren deutschen Kollegen gesetzt und begonnen, den charmant, aber ernsthaft und eindringlich auszufragen: "Wie setzen sie in ihren eigenen Arbeiten eigentlich die Dialektik der Aufklärung von Horkheimer und Adorno inhaltlich um?" Dem Kollegen fiel fast die Gabel aus der Hand. "Also, hm... ich weiss nicht genau, wie ich Ihnen antworten soll. Theoretisch, meinen sie?"

Ich, am Nebentisch, hatte auf einmal so ein Gefühl von Verklebtsein. Das war nicht nur theoretisch. Denn in meinem Zimmer im Zentrum für Interdisziplinäre Forschung, so hatte ich am selben Morgen entdeckt, gab es keine Dusche. Dafür hing ein Plakat über dem Bett: Bielefeld, und darunter lauter sehr bunte Siebzigerjahrekinderbuchfiguren. Daneben, sehr klein: "Bielefelds Kultur hat viele Gesichter."

Raphael: Gesellschaftsgeschichte zwischen Spezialisierung und Schulbildung. Die Zeitschrift 'Geschichte und Gesellschaft' in den ersten zwanzig Jahren ihres Bestehens, in: Matthias Middell (Hg.): Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich, Leipzig 1999, S. 201-234.

